

Wie geht es der Wissenschaft?

Der Fokus von Politik und Öffentlichkeit richtet sich wie nie zuvor auf die Arbeit von Forschern.

URSULA
KASTLER

SALZBURG. Die Wissenschaft stand im vergangenen Jahr im Rampenlicht – zumindest Teile davon. Mediziner, Virologen, Epidemiologen, Impfstoffexperten, Mathematiker und Statistiker gaben der Öffentlichkeit über die Medien Auskunft und liefern bis heute der Politik Grundlagen für Entscheidungen.

Repräsentative Umfragen in Deutschland etwa der gemeinnützigen Organisation Wissenschaft im Dialog, der Robert-Bosch-Stiftung und der Fraunhofer-Gesellschaft zeigten, dass Forschung und Wissenschaft in Krisenzeiten einen hohen Stellenwert als zuverlässige Informationsquelle einnehmen.

Doch wie schaut es hinter den Kulissen aus? „Im Alltag schwierig“, so fasst es Ulrike Felt, Vorständin des Instituts für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Wien, zusammen: „Wir haben hier eine Forschungsgruppe für Sozialwissenschaften. Für ein europäisches Projekt ist es unsere Aufgabe, gemeinsam mit Bürgern in der EU eine Patientendatenplattform zu bauen. Da wir niemanden mehr treffen konnten, kamen wir an bestimmte Menschen nicht mehr heran – an jene, die digital schlecht oder nicht ausgestattet sind. Bestimmte Erkenntnisse sind also vorerst für uns nicht mehr zugänglich. Man bekommt demnach nicht dieselbe Qualität an Daten“, sagt sie.

Besonders unter Druck stünden Mitarbeiter mit Zeitverträgen. „Ihnen läuft die Zeit davon und sie wissen nicht, ob sie verlängert werden. Das betrifft nicht nur uns. Labore, Archive, Bibliotheken waren überall für Präsenzarbeit geschlossen. Man kann vieles online machen, aber nicht alles. Manchmal Wesentliches nicht. Wir können auch nicht verlangen, dass die Mitarbeiter daheim digital so hochwertig ausgestattet sind, dass sie dort ihre Arbeit machen können wie am Institut“, sagt Ulrike Felt. Die Universität brauche Anwesenheit, auch für die Studierenden. Man habe den Sektor wenig beachtet und keinen Plan entwickelt. Und sie fügt hinzu: „Ich bin verärgert, dass ich nach einem Jahr Pandemie jetzt nur höre ‚testen, testen, testen‘, dass aber mit dem Impfen wenig vorangeht.“

Ein Jahr
Lockdown



BILD: SN/STOCK.ADOBE

Unter den Kollegen auch anderer Fachbereiche gehe zudem die Angst um. „Wir wissen nicht, wie es ausschaut, wenn wir die Schulden zurückzahlen müssen. Wie viel von den Budgets gestrichen wird, welche Forschungszweige als nicht relevant erachtet werden. Für Forschung und Bildung wäre das eine verheerende Debatte. Viele Fachbereiche stehen jetzt schon schwer unter Druck“, stellt Ulrike Felt fest.

Positiv ist ihrer Ansicht nach zu werten, dass sich in diesem Jahr ein realistisches Bild von Wissenschaft gezeigt habe. Öffentlich gemacht würden sonst nur Erfolge, nicht aber der mühselige Weg dahin, die Rückschläge und die notwendigen kritischen Diskussionen. Die Wissenschaft habe nach außen hin profitiert. Es sei mehr Menschen bewusst geworden, dass Forschung ein Teil der Gesellschaft sei und kein abgetrenntes Gebiet, meint auch Uta Müller. Sie leitet den Arbeitsbereich „Ethik und Bil-

„In Österreich gibt es für die Wissenschaft noch immer keinen Plan.“

Ulrike Felt,
Wissenschaftsforscherin

dung“ des Internationalen Zentrums für Ethik in den Wissenschaften an der Universität Tübingen: „Klar muss allerdings sein, dass Wissenschaft zwar ein Teil der Gesellschaft ist, aber nicht derjenige Teil, der Entscheidungen trifft. Es wurde in diesem Jahr aber oft versucht, dies den Wissenschaftlern aufzubürden. Doch die Entscheidungen müssen Sache der Politik sein. Sie trägt die Verantwortung dafür“, sagt Uta Müller.

Als Mangel sieht sie, dass zu den Auswirkungen der Pandemie die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften von der Politik kaum gehört oder spät befragt wurden. „Es geht um gesellschaftliche Entwicklungen und um grundsätzliche Fragen wie etwa, was ein gutes Leben in solchen Zeiten ausmacht. Das sind klar moralische Themen und hier haben die Geisteswissenschaften eine große Erfahrung und Kompetenz. Allerdings schöpfen sie ihr Potenzial nicht aus, oft aus Sorge, als bevormundend wahrgenommen zu werden.“

Neue Daten zu britischer Coronavariante

B.1.1.7 könnte doch schwerere Verläufe auslösen.

LONDON. Eine Analyse britischer Forscher hat weitere Hinweise zutage gefördert, dass die zuerst in Großbritannien entdeckte Coronavariante tödlicher sein könnte als das ursprüngliche Virus. Der Studie zufolge rechnen die Wissenschaftler der London School of Hygiene and Tropical Medicine mit einem um 55 Prozent höheren Sterberisiko bei Infektionen mit B.1.1.7 im Vergleich zur Wildvariante. Grund zur Panik gebe es aber keinen: Das absolute Sterberisiko bei einer Coronaviruserkrankung bleibe gering. Dieses erhöhe sich für einen Mann aus der Gruppe der 55- bis 69-Jährigen von 0,6 auf 0,9 Prozent innerhalb von vier Wochen nach einem positiven Test.

Eine in der vergangenen Woche veröffentlichte britische Analyse hatte ähnliche Ergebnisse erbracht. Zuvor durchgeführte Studien hatten keine schwereren Verläufe bei Erkrankungen mit der auch in Österreich grassierenden britischen Variante erkennen lassen. SN, APA

KURZ GEMELDET

Die ISS kriegt einen neuen Kommandanten

PARIS. Der französische Astronaut Thomas Pesquet wird während seiner Zeit auf der Raumstation ISS den Posten des Kommandanten übernehmen. Pesquet soll im April zu seinem zweiten ISS-Aufenthalt starten. Wann er dann die Rolle des Kommandanten übernimmt, steht noch nicht fest. „Es sieht gerade nach einem guten Moment aus, um die Erde zu verlassen“, sagte Pesquet. SN, APA

Weniger kuscheln schadet Frühchen

GENF. Strenge Coronaregeln in Geburtsstationen können fatale Folgen für Frühgeborene haben. Wegen der Pandemie werde in vielen Ländern der lebenswichtige Körperkontakt zwischen Eltern und ihren Babys eingeschränkt, warnt die Weltgesundheitsorganisation WHO. Der medizinische Nutzen des Kuschelns sei weit höher als die Ansteckungsgefahr. SN, APA

Es ist so trocken wie noch nie

Neue Studie belegt, dass Dürren in Europa immer gravierender werden.

ZÜRICH. Ernteausfälle, vertrocknete Wälder und trockenfallende Flüsse sind nur drei der vielen Folgen von Hitzewellen, mit denen der europäische Kontinent in den vergangenen Jahren zu kämpfen hatte. Die Sommerdürren, die Europa seit 2015 erlebt hat, waren gar weitaus gravierender als in den rund 2100 Jahren davor. Das ergab eine internationale Studie mit Beteiligung der Schweizer Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft.

Die Wissenschaftler nutzten ein spezifisches Verfahren zur Analyse

von Baumringen und erstellten so einen gewaltigen Datensatz, der die hydroklimatischen Bedingungen in Mitteleuropa von der Römerzeit bis zur Gegenwart abbildet. Die Trockenperiode ist nach Ansicht der Forscher auf den vom Menschen verursachten Klimawandel zurückzuführen – und die damit verbundenen Veränderungen der Position des Polarjetstreams. Dieser gehört zu den beiden großen Windbändern, die das Temperaturgefälle zwischen den Polen und dem Äquator ausgleichen.

„Nach Jahrhunderten eines langsamen, signifikanten Rückgangs haben wir einen drastischen Einbruch (des Niederschlags, Anm.) erlebt, was besonders für die Land- und Forstwirtschaft alarmierend ist“, kommentiert Studien-Mitautor Mirek Trnka. „Das beispiellose Waldsterben in weiten Teilen Mitteleuropas bestätigt unsere Ergebnisse.“ Die Dürreperioden ließen zudem auch die Zahl der Hitzetoten nach oben schnellen, schreiben die Forscher. SN, APA

Immer mehr Zwillinge kommen zur Welt

LONDON. Zwischen der ersten Hälfte der 1980er-Jahre und dem Beginn der 2010er-Jahre ist die Zahl der Zwillingengeburt weltweit um ein Drittel gestiegen – von neun auf zwölf je 1000 Geburten. Das belegt eine aktuelle Studie einer internationalen Forschergruppe. Gründe seien eine stärkere Verbreitung von künstlicher Befruchtung mit einer höheren Wahrscheinlichkeit von Mehrlingsgeburten sowie das höhere Alter vieler Mütter. Bei älteren Frauen reifen pro Zyklus mehr Eizellen heran als bei jüngeren. SN, dpa



BILD: SN/PABYKAREN WARFEL